



Klassische Impact-Faktoren sind nicht alles © APA (dpa)

"Publish or Perish" - Wie man wissenschaftliche Integrität sichert

16.07.2020

Wien (APA) - In der Forschung gibt es eine Art Zwang zur ständigen Veröffentlichung von Arbeiten - in der Fachwelt hat sich dafür der Begriff "Publish or Perish" ("Publiziere oder geh unter") eingebürgert. Unter diesem Druck leidet oft die wissenschaftliche Integrität - im Fachblatt "Plos Biology" schlagen Forscher nun fünf Prinzipien vor, anhand derer Institutionen diese Integrität messen und belohnen können.

In der akademischen Welt spielt für das berufliche Fortkommen oft die Zahl der eigenen Publikationen bzw. deren Zitierungen eine entscheidende Rolle. Wer etwa zum Professor berufen werden will, braucht vor allem eine entsprechende Publikationsliste. Dementsprechend groß ist der Druck, entsprechende Ergebnisse zu produzieren, um in prestigeträchtigen Journalen

Seite empfehlen



veröffentlichen zu können, häufig zitiert zu werden und Förderungen einzuwerben.

Vorteil: Die Zahl der Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermittel ist relativ einfach zu messen. Allerdings bildet sie nicht die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit eines Wissenschaftlers ab und gibt auch keinen Einblick in dessen sonstige Beiträge zur Forschung oder zur Lehre. Zur besseren Evaluierung der Forschungsarbeit haben Wissenschaftler daher die sogenannten "Hongkong-Prinzipien" entwickelt - beteiligt daran war unter anderem auch die Geschäftsführerin der Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität (ÖAWI), Nicole Föger.

Auch negative Resultate veröffentlichen

Unter anderem sollen Institutionen nicht mehr rein die Anzahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln als Gradmesser für die Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit benutzen, sondern auch "verantwortungsbewusste" Praktiken wie das Teilen von Daten oder die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Formulierung von Forschungsfragen belohnen. Außerdem müsse mit der Praxis aufgeräumt werden, dass nur ausgesuchte Forschungsergebnisse vorgelegt werden und etwa negative Resultate, die die eigenen Annahmen widerlegen, einfach nicht veröffentlicht werden. So sollten etwa Berufungskommissionen darauf Wert legen, dass abgeschlossene Studien auch tatsächlich vollständig publiziert bzw. Daten und Materialien umfassend offengelegt wurden. Nur so könnten Studien überprüft und repliziert werden.

Außerdem sollte "Open Science" belohnt werden - also eine Praxis, in der etwa Forschungsdaten und Laborberichte frei zugänglich sind. Dazu gehört auch die Publikation der Ergebnisse via "Open Access". Institutionen wiederum sollten eine große Bandbreite an Forschungstätigkeiten unterstützen, unter anderem auch derzeit wenig prestigeträchtige Replikationsstudien, also der Versuch, Studienergebnisse anderer durch eigene Forschung nachzuvollziehen und damit zu überprüfen.

Nicht zu kurz kommen dürften auch andere wissenschaftliche Tätigkeiten abseits der eigenen Publikationen. Dazu gehören etwa das gewissenhafte Peer-Reviewing, also die kritische Bewertung fremder Forschung, oder die Unterstützung der Karriere von anderen Wissenschaftlern (Mentoring). Bei Berufungen müssten diese Tätigkeiten ebenso berücksichtigt werden wie die klassische Publikationstätigkeit.

Österreich "in keiner Vorreiterposition"

Für Österreich konstatierte Föger gegenüber der APA, dass auch hier "die Impact-Faktoren wie Publikationen oder Zitierungen mehr zählen als alles andere". Zwar würden manche Universitäten schon darauf achten, dass Bewerber etwa für eine Professur auch gute Lehre anbieten oder internationale Projekte betreuen. "Aber wir sind da sicher in keiner Vorreiterposition."

Auch die Betreuung von Nachwuchskräften werde bei der Bewertung der Forschungsarbeit in Österreich nach wie vor nicht sehr stark honoriert - "vor allem dann, wenn es nicht um die Zahl der betreuten Dissertationen geht, sondern um Mentoring, also wie etwa Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler gefördert werden, wie man permanente Positionen für sie schafft". "Und dass Peer Review speziell bewertet wird, ist mir auch nicht bekannt - das ist in anderen Ländern aber leider auch so", meinte Föger. Recht gut liege Österreich vor allem aufgrund der Initiativen des Wissenschaftsfonds FWF dagegen bei Open Science und Open Access.



Service: <https://doi.org/10.1371/journal.pbio.3000737>

© APA - Austria Presse Agentur eG; Alle Rechte vorbehalten. Die Meldungen dürfen ausschließlich für den privaten Eigenbedarf verwendet werden - d.h. Veröffentlichung, Weitergabe und Abspeicherung ist nur mit Genehmigung der APA möglich. Sollten Sie Interesse an einer weitergehenden Nutzung haben, wenden Sie sich bitte an science@apa.at.



Publish or Perish: Wie man wissenschaftliche Integrität sichert

5-6 Minuten



© Getty Images/iStockphoto/gorodenkoff/iStockphoto

Forscher schlagen fünf Maßnahmen vor, wie diese gemessen und belohnt werden kann.

In der Forschung gibt es eine Art Zwang zur ständigen Veröffentlichung von Arbeiten - in der Fachwelt hat sich dafür der Begriff "Publish or Perish" ("Publiziere oder geh unter") eingebürgert. Unter diesem Druck leidet oft die wissenschaftliche Integrität - im Fachblatt *Plos Biology* schlagen Forscher nun fünf Prinzipien vor, anhand derer Institutionen diese Integrität messen und belohnen können.

In der akademischen Welt spielt für das berufliche Fortkommen oft die Zahl der eigenen Publikationen bzw. deren Zitierungen eine entscheidende Rolle. Wer etwa zum Professor berufen werden will, braucht vor allem eine entsprechende Publikationsliste.

Dementsprechend groß ist der Druck, entsprechende Ergebnisse zu produzieren, um in prestigeträchtigen Journalen veröffentlichen zu können, häufig zitiert zu werden und Förderungen einzuwerben.

Bildet nicht Sorgfalt ab

Vorteil: Die Zahl der Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermittel ist relativ einfach zu messen. Allerdings bildet sie nicht die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit eines Wissenschaftlers ab und gibt auch keinen Einblick in dessen sonstige Beiträge zur Forschung oder zur Lehre. Zur besseren Evaluierung der Forschungsarbeit haben Wissenschaftler daher die sogenannten "Hongkong-Prinzipien" entwickelt - beteiligt daran war unter anderem auch die Geschäftsführerin der Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität (ÖAWI), Nicole Föger.

Unter anderem sollen Institutionen nicht mehr rein die Anzahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln als Gradmesser für die Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit benutzen, sondern auch "verantwortungsbewusste" Praktiken wie das Teilen von Daten oder die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Formulierung von Forschungsfragen belohnen. Außerdem müsse mit der Praxis aufgeräumt werden, dass nur ausgesuchte Forschungsergebnisse vorgelegt werden und etwa negative Resultate, die die eigenen Annahmen widerlegen, einfach nicht veröffentlicht werden. So sollten etwa Berufungskommissionen darauf Wert legen, dass abgeschlossene Studien auch tatsächlich vollständig publiziert bzw. Daten und Materialien umfassend offengelegt wurden. Nur so könnten Studien überprüft und repliziert werden.

Frei zugängliche Forschungsdaten

Außerdem sollte "Open Science" belohnt werden - also eine Praxis, in der etwa Forschungsdaten und Laborberichte frei zugänglich sind. Dazu gehört auch die Publikation der Ergebnisse via "Open Access". Institutionen wiederum sollten eine große Bandbreite an Forschungstätigkeiten unterstützen, unter anderem auch derzeit wenig prestigeträchtige Replikationsstudien, also der Versuch, Studienergebnisse anderer durch eigene Forschung nachzuvollziehen und damit zu überprüfen.

Nicht zu kurz kommen dürften auch andere wissenschaftliche Tätigkeiten abseits der eigenen Publikationen. Dazu gehören etwa das gewissenhafte Peer-Reviewing, also die kritische Bewertung fremder Forschung, oder die Unterstützung der Karriere von anderen Wissenschaftlern (Mentoring). Bei Berufungen müssten diese Tätigkeiten ebenso berücksichtigt werden wie die klassische Publikationstätigkeit.

Für Österreich konstatierte Föger gegenüber der APA, dass auch hier "die Impact-Faktoren wie Publikationen oder Zitierungen mehr zählen als alles andere". Zwar würden manche Universitäten schon darauf achten, dass Bewerber etwa für eine Professur auch gute Lehre anbieten oder internationale Projekte betreuen. "Aber wir sind da sicher in keiner Vorreiterposition."

Auch die Betreuung von Nachwuchskräften werde bei der Bewertung der Forschungsarbeit in Österreich nach wie vor nicht sehr stark honoriert - "vor allem dann, wenn es nicht um die Zahl der betreuten Dissertationen geht, sondern um Mentoring, also wie etwa Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler gefördert werden, wie man permanente Positionen für sie schafft". "Und dass Peer Review speziell bewertet wird, ist mir auch nicht bekannt - das ist in anderen Ländern aber leider auch so", meinte Föger. Recht gut liege Österreich vor allem aufgrund der Initiativen des Wissenschaftsfonds FWF dagegen bei Open Science und Open Access.

KURSWECHSEL

Abkehr vom „Publish or Perish“

Der permanente Publikationsdruck in der Wissenschaft schadet der Sorgfalt und der Lehre. Jetzt fordern Forscher einen Kurswechsel ein – und schlagen fünf Prinzipien vor, mit denen man wissenschaftliche Integrität messen könnte.

16. Juli 2020, 20.00 Uhr



Wer zum Professor berufen werden will, braucht vor allem eines: prestigeträchtige Publikationen. Dementsprechend groß ist der Druck, in renommierten Journalen zu veröffentlichen. Und auch, häufig zitiert zu werden und Förderungen einzuwerben.

Der Vorteil: Die Zahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln ist relativ einfach zu messen. Allerdings bildet dieses Maß nicht die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit eines Wissenschaftlers ab. Und es gibt auch keinen Einblick in dessen sonstigen Beiträge zur Forschung oder zur Lehre.

„Hongkong-Prinzipien“

Zur besseren Evaluierung der Forschungsarbeit haben Wissenschaftler daher die sogenannten **„Hongkong-Prinzipien“ entwickelt** – beteiligt daran war unter anderem auch die Geschäftsführerin der Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität (ÖAWI), Nicole Föger.

Unter anderem sollen Institutionen nicht mehr rein die Anzahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln als Gradmesser für die Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit benutzen, sondern auch „verantwortungsbewusste“ Praktiken wie das Teilen von Daten oder die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Formulierung von Forschungsfragen belohnen.

Außerdem müsse mit der Praxis aufgeräumt werden, dass nur ausgesuchte Forschungsergebnisse vorgelegt werden und etwa negative Resultate, die die eigenen Annahmen widerlegen, einfach nicht veröffentlicht werden. So sollten etwa Berufungskommissionen darauf Wert legen, dass abgeschlossene Studien auch tatsächlich vollständig publiziert bzw. Daten und Materialien umfassend offengelegt wurden. Nur so könnten Studien überprüft und repliziert werden.

Öffnung der Wissenschaft

Außerdem sollte „Open Science“ belohnt werden – also eine Praxis, in der etwa Forschungsdaten und Laborberichte frei zugänglich sind. Dazu gehört auch die Publikation der Ergebnisse via „Open Access“. Institutionen wiederum sollten eine große Bandbreite an Forschungstätigkeiten unterstützen, unter anderem auch derzeit wenig prestigeträchtige Replikationsstudien, also der Versuch, Studienergebnisse anderer durch eigene Forschung nachzuvollziehen und damit zu überprüfen.

Nicht zu kurz kommen dürften auch andere wissenschaftliche Tätigkeiten abseits der eigenen Publikationen. Dazu gehören etwa das gewissenhafte Peer-Reviewing, also die kritische Bewertung fremder Forschung, oder die Unterstützung der Karriere von anderen Wissenschaftlern (Mentoring). Bei Berufungen müssten diese Tätigkeiten ebenso berücksichtigt werden wie die klassische Publikationstätigkeit.

Fetisch Impact-Faktor

Für Österreich konstatierte Föger gegenüber der APA, dass auch hier „die Impact-Faktoren wie Publikationen oder Zitierungen mehr zählen als alles andere“. Zwar würden manche Universitäten schon darauf achten, dass Bewerber etwa für eine Professur auch gute Lehre anbieten oder internationale Projekte betreuen. „Aber wir sind da sicher in keiner Vorreiterposition.“

Auch die Betreuung von Nachwuchskräften werde bei der Bewertung der Forschungsarbeit in Österreich nach wie vor nicht sehr stark honoriert – „vor allem dann, wenn es nicht um die Zahl der betreuten Dissertationen geht, sondern um Mentoring, also wie etwa Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler gefördert werden, wie man permanente Positionen für sie schafft“. „Und dass Peer Review speziell bewertet wird, ist mir auch nicht bekannt – das ist in anderen Ländern aber leider auch so“, meinte Föger. Recht gut liege Österreich vor allem aufgrund der Initiativen des Wissenschaftsfonds FWF dagegen bei Open Science und Open Access.

red, science.ORF.at/Agenturen

Mehr zu diesem Thema:

- **Publikationen: Der Gender-Gap wächst**
- **Viele Studien verschwinden in der Schublade**
- **Studenten schummeln weniger als Forscher**

"Publish or Perish" - Wie man wissenschaftliche Integrität sichert

16. Juli 2020 - 20:05



In der Forschung gibt es eine Art Zwang zur ständigen Veröffentlichung von Arbeiten - in der Fachwelt hat sich dafür der Begriff "Publish or Perish" ("Publiziere oder geh unter") eingebürgert. Unter diesem Druck leidet oft die wissenschaftliche Integrität - im Fachblatt "Plos Biology" schlagen Forscher nun fünf Prinzipien vor, anhand derer Institutionen diese Integrität messen und belohnen können.



Klassische Impact-Faktoren sind nicht alles

In der akademischen Welt spielt für das berufliche Fortkommen oft die Zahl der eigenen Publikationen bzw. deren Zitierungen eine entscheidende Rolle. Wer etwa zum Professor berufen werden will, braucht vor allem eine entsprechende Publikationsliste. Dementsprechend groß ist der Druck, entsprechende Ergebnisse zu produzieren, um in prestigeträchtigen Journalen veröffentlichen zu können, häufig zitiert zu werden und Förderungen einzuwerben.

Vorteil: Die Zahl der Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermittel ist relativ einfach zu messen. Allerdings bildet sie nicht die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit eines Wissenschafters ab und gibt auch keinen Einblick in dessen sonstige Beiträge zur Forschung oder zur Lehre. Zur besseren Evaluierung der Forschungsarbeit haben Wissenschaftler daher die sogenannten "Hongkong-Prinzipien" entwickelt - beteiligt daran war unter anderem auch die Geschäftsführerin der Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität (ÖAWI), Nicole Föger.

Auch negative Resultate veröffentlichen

Unter anderem sollen Institutionen nicht mehr rein die Anzahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln als Gradmesser für die Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit benutzen, sondern auch "verantwortungsbewusste" Praktiken wie das Teilen von Daten oder die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Formulierung von Forschungsfragen belohnen. Außerdem müsse mit der Praxis aufgeräumt werden, dass nur ausgesuchte Forschungsergebnisse vorgelegt werden und etwa negative Resultate, die die eigenen Annahmen widerlegen, einfach nicht veröffentlicht werden. So sollten etwa Berufungskommissionen darauf Wert legen, dass abgeschlossene Studien auch tatsächlich vollständig publiziert bzw. Daten und Materialien umfassend offengelegt wurden. Nur so könnten Studien überprüft und repliziert werden.

Außerdem sollte "Open Science" belohnt werden - also eine Praxis, in der etwa Forschungsdaten und Laborberichte frei zugänglich sind. Dazu gehört auch die Publikation der Ergebnisse via "Open Access". Institutionen wiederum sollten eine große Bandbreite an Forschungstätigkeiten unterstützen, unter anderem auch derzeit wenig prestigeträchtige Replikationsstudien, also der Versuch, Studienergebnisse anderer durch eigene Forschung nachzuvollziehen und damit zu überprüfen.

Nicht zu kurz kommen dürften auch andere wissenschaftliche Tätigkeiten abseits der eigenen Publikationen. Dazu gehören etwa das gewissenhafte Peer-Reviewing, also die kritische Bewertung fremder Forschung, oder die Unterstützung der Karriere von anderen Wissenschaftlern (Mentoring). Bei Berufungen müssten diese Tätigkeiten ebenso berücksichtigt werden wie die klassische Publikationstätigkeit.

Österreich "in keiner Vorreiterposition"

Für Österreich konstatierte Föger gegenüber der APA, dass auch hier "die Impact-Faktoren wie Publikationen oder Zitierungen mehr zählen als alles andere". Zwar würden manche Universitäten schon darauf achten, dass Bewerber etwa für eine Professur auch gute Lehre anbieten oder internationale Projekte betreuen. "Aber wir sind da sicher in keiner Vorreiterposition."

Auch die Betreuung von Nachwuchskräften werde bei der Bewertung der Forschungsarbeit in Österreich nach wie vor nicht sehr stark honoriert - "vor allem dann, wenn es nicht um die Zahl der betreuten Dissertationen geht, sondern um Mentoring, also wie etwa Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler gefördert werden, wie man permanente Positionen für sie schafft". "Und dass Peer Review speziell bewertet wird, ist mir auch nicht bekannt - das ist in anderen Ländern aber leider auch so", meinte Föger. Recht gut liege Österreich vor allem aufgrund der Initiativen des Wissenschaftsfonds FWF dagegen bei Open Science und Open Access.

Service: <https://doi.org/10.1371/journal.pbio.3000737>

(APA/red, Foto: APA/APA (dpa))

 2.517 Studiengänge	 248 Studentenheime	 850 Wohnungen	 2.527 Jobinsereate
---	---	--	---

Wie Wissenschaftler trotz Publikationsdruck ihre Integrität wahren können

5-6 Minuten

Publish or perish

Forscher schlagen fünf Prinzipien vor, damit die Weste blütenweiß bleiben kann

17. Juli 2020, 07:02

In der akademischen Welt gilt das inoffizielle, aber umso wirkmächtigere Gebot "Publish or Perish" ("Publiziere oder geh unter"). Wissenschaftler sehen sich genötigt, möglichst viele Papers zu veröffentlichen – und das nicht aus beruflicher Eitelkeit, sondern aus durchaus handfesten Gründen: Für das berufliche Fortkommen spielt oft die Zahl der eigenen Publikationen eine entscheidende Rolle, respektive die Häufigkeit, mit der diese von Fachkollegen zitiert werden. Wer etwa zum Professor berufen werden will, braucht vor allem eine entsprechende Publikationsliste.

Negative Folgeerscheinungen

Dementsprechend groß ist der Druck, Ergebnisse zu produzieren, die in prestigeträchtigen Journalen veröffentlicht werden können, häufig zitiert zu werden und Förderungen einzuwerben. Der Vorteil des Systems, das sich hier abgespielt hat: Die Zahl der Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermittel ist relativ einfach zu messen. Der Nachteil: Unter dem Publikationsdruck leidet oft die wissenschaftliche Qualität und damit auch die Integrität.

Zitationsrankings bilden nicht die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit eines Wissenschaftlers ab und geben auch keinen Einblick in dessen sonstige Beiträge zur Forschung oder zur Lehre. Im Fachblatt "Plos Biology" schlagen Forscher daher nun fünf Prinzipien vor, anhand derer Institutionen die wissenschaftliche Integrität messen und belohnen können. An der Formulierung der sogenannten "Hongkong-Prinzipien" war unter anderem auch die Geschäftsführerin der [Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität \(ÖAWI\)](#), Nicole Föger, beteiligt.

Auch negative Resultate sollten veröffentlicht werden

Unter anderem sollen Institutionen nicht mehr rein die Anzahl von Publikationen, Zitierungen und eingeworbenen Fördermitteln als Gradmesser für die Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit benutzen, sondern auch verantwortungsbewusste Praktiken wie das Teilen von Daten oder die Einbeziehung der Öffentlichkeit bei der Formulierung von Forschungsfragen belohnen.

Außerdem müsse mit der Praxis aufgeräumt werden, dass nur ausgesuchte Forschungsergebnisse vorgelegt werden und etwa negative Resultate, die die eigenen Annahmen widerlegen, einfach nicht veröffentlicht werden. So sollten etwa Berufungskommissionen darauf Wert legen, dass abgeschlossene Studien auch tatsächlich vollständig publiziert bzw. Daten und Materialien umfassend offengelegt wurden. Nur so könnten Studien überprüft und repliziert werden.

Belohnungen für Transparenz und Zusammenarbeit

Außerdem sollte "Open Science" belohnt werden – also eine Praxis, in der etwa Forschungsdaten und Laborberichte frei zugänglich sind. Dazu gehört auch die Publikation der Ergebnisse via "Open Access". Institutionen wiederum sollten eine große Bandbreite an Forschungstätigkeiten unterstützen, unter anderem auch derzeit wenig prestigeträchtige Replikationsstudien: also Versuche, Studienergebnisse anderer durch eigene Forschung nachzuvollziehen und damit zu überprüfen.

Nicht zu kurz kommen dürften auch andere wissenschaftliche Tätigkeiten abseits der eigenen Publikationen. Dazu gehören etwa das gewissenhafte Peer-Reviewing, also die kritische Bewertung fremder Forschung, oder die Unterstützung der Karriere von anderen Wissenschaftlern (Mentoring). Bei Berufungen müssten diese Tätigkeiten ebenso berücksichtigt werden wie die klassische Publikationstätigkeit.

Österreich "kein Vorreiter"

Für Österreich konstatierte Föger, dass auch hier "die Impact-Faktoren wie Publikationen oder Zitierungen mehr zählen als alles andere". Zwar würden manche Universitäten schon darauf achten, dass Bewerber etwa für eine Professur auch gute Lehre anbieten oder internationale Projekte betreuen. "Aber wir sind da sicher in keiner Vorreiterposition."

Auch die Betreuung von Nachwuchskräften werde bei der Bewertung der Forschungsarbeit in Österreich nach wie vor nicht sehr stark honoriert – "vor allem dann, wenn es nicht um die Zahl der betreuten Dissertationen geht, sondern um Mentoring, also wie etwa Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler gefördert werden, wie man permanente Positionen für sie schafft". "Und dass Peer Review speziell bewertet wird, ist mir auch nicht bekannt – das ist in anderen Ländern aber leider auch so", meinte Föger. Recht gut liege Österreich vor allem aufgrund der Initiativen des Wissenschaftsfonds FWF dagegen bei Open Science und Open Access. (APA, red, 17. 7. 2020)